

OWK

OST-WEST-KOLLEG >>>>>>
JG. XI (2007□0□7□V□J□I□T□)

MICHAEL SPERBER, WEIMAR

REGIONALE LERNKULTUR – ZWISCHEN REGIONALPLANUNG UND REGIONALKULTUR

**EIN HANDLUNGSTHEORETISCHER
FORSCHUNGS- UND ENTWICKLUNGSANSATZ
FÜR PERIPHERE REGIONEN**

HRSG.: MATTHIAS THEODOR VOGT
HOCHSCHULE ZITTAU/GÖRLITZ | INSTITUT FÜR KULTURELLE INFRASTRUKTUR SACHSEN
E-MAIL: INSTITUT@KULTUR.ORG | WWW.KULTUR.ORG

Einleitung

Als Bundespräsident Köhler im Sommer 2004 in einem Interview verkündete, dass man größere regionale Unterschiede in den Lebensverhältnissen nicht mehr durch Subventionen ausgleichen könne, entbrannte eine weitreichende Diskussion über *gleichwertige Lebensverhältnisse*.¹ Ein Begriff, der bis dahin fast nur im Fachjargon der Raumplaner auftauchte – die *periphere Region* – wurde im Alltagsgebrauch verankert. Inzwischen gehören die Probleme der ungleichen Lebensverhältnisse innerhalb Deutschlands zum Alltag: Wir wissen, dass es deindustrialisierte Regionen gibt, in denen seit Jahren junge und flexible Menschen abwandern, weil sie für sich dort keine Zukunft mehr sehen. Wir wissen, dass bestimmte Regionen „schrumpfen“, schneller „überaltern“ und sich „entleeren“. Es wird dort an alternativen Lösungen für die Ver- und Entsorgung gearbeitet, weil sich die herkömmliche Infrastruktur in den ländlichsten Gebieten nicht mehr finanzieren lässt. Doch sind mit solchen funktions- und objektorientierten Lösungsansätzen wirklich alle Probleme der peripheren Räume erfasst?

Die Äußerung des Bundespräsidenten ist unter den Raumplanern und -wissenschaftlern viel beachtet und diskutiert worden (Hahne 2005, Hübler 2005, Weiß 2005). Doch während sich die Diskussion vor allem um juristische Grundfragen und materielle Kriterien der gleichwertigen Lebensverhältnisse drehte, blieb der zweite Teil von Köhlers Aussage oft unbeachtet: „Worauf es ankommt, ist, den Menschen Freiräume für ihre Ideen und Initiativen zu schaffen“ (Köhler 2004). In peripheren Regionen lassen sich jedoch oft gegenteilige Prozesse beobachten, die auf soziale Abschließung, Resignation und gegenseitige Blockaden der Akteure hindeuten. Der vorliegende Artikel widmet sich deshalb diesen sozialen und kulturellen Phänomenen der schrumpfenden, peripheren Regionen. Es wird der Frage nachgegangen, was es für die lokalen Akteure und deren Handlungsräume bedeutet, in einer *peripheren Region* zu leben. Dazu wird ein *handlungstheoretischer* Ansatz vorgestellt, der als Ergänzung zur konventionellen Orientierung in der Raumplanung auf Infra- und Wirtschaftsstruktur zu verstehen ist, weil er sich auf die „Freiräume ... für Initiativen“ bezieht.

Seit 2001 untersucht der Autor mit diesem *handlungstheoretischen* Ansatz und Methoden der qualitativen Sozialforschung verschiedene Entwicklungsprojekte in Südbrandenburg.² Daraus entstanden Fallstudien über innovative Initiativen, z.B. über die Internationalen Bauausstellung „Fürst-Pückler-Land“ (IBA). Nach dem Vorbild der IBA „Emscher Park“ wollte die IBA in Südbrandenburg die Überreste der Braunkohlelandschaft und -fabriken bewahren, ihnen als Zeugnisse der (entwerteten) Industrieepoche wieder Reputation verleihen und sie als Grundstock für neu

¹ „FOCUS: Müssen wir nicht nach 15 Jahren Einheit so viel Ehrlichkeit aufbringen, den Menschen beispielsweise in Mecklenburg-Vorpommern zu sagen: Dort wird sich nie wieder Industrie ansiedeln? Köhler: Solche Prognosen kann niemand seriös abgeben. Aber unabhängig davon gab und gibt es nun einmal überall in der Republik große Unterschiede in den Lebensverhältnissen. Das geht von Nord nach Süd wie von West nach Ost. Wer sie einebnen will, zementiert den Subventionsstaat und legt der jungen Generation eine untragbare Schuldenlast auf. Wir müssen wegkommen vom Subventionsstaat.“ (Köhler 2004)

² Die Untersuchungen entstanden im Rahmen des Graduiertennetzwerkes "Lernkultur Kompetenzentwicklung" der Arbeitsgemeinschaft Betriebliche Weiterbildungsforschung (ABWF) Berlin e.V. und wurden aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie des Europäischen Sozialfonds gefördert.

aufzubauende Tourismusbranche einsetzen. Der Erfolg der IBA-Projekte hing dabei sehr stark davon ab, ob diese Umdeutung und die neuen Identitätsangebote von den lokalen und regionalen Akteuren angenommen würden. (Vgl. Sperber 2006)

Auf dieser empirischen Basis behauptet der Autor, dass (*subjektive*) Selbstbilder, Denkweisen und Handlungsmuster die regionsinternen (endogenen) Prozesse beeinflussen und einen großen Einfluss auf die Entwicklungsoptionen haben können. Diese sozialen Prozesse können Chancen verstärken und Möglichkeiten eröffnen – sie können aber auch objektive, strukturbedingte Entwicklungshemmnisse negativ verstärken. Dies ist z.B. der Fall, wenn in einer Abiturklasse drei von vier Jugendlichen beschlossen haben, dass sie die Region verlassen, „weil hier nichts möglich ist“ und sie damit nicht ihre individuellen Ausbildungs- und Berufschancen meinen, sondern auch auf Mitgestaltungsmöglichkeiten im sozialen Umfeld, der Gemeinde und der Kommunalpolitik (Workshop 2001).

Periphere Räume – zwei Sichtweisen

Als im Oktober 2000 die Internationale Bauausstellung (IBA) „Fürst-Pückler-Land“ zu ihrer ersten großen Konferenz nach Finsterwalde/Südbrandenburg einlud, konnte man eindrücklich die Phänomene einer peripheren Region erleben. Die Konferenz fand in der leerstehenden Halle der ehemaligen Feintuchfabrik statt, die 1913 von Max Taut geplant wurde. Der moderne Entwurf zeigt, dass solche richtungsweisenden und avantgardistischen Entwürfe in der Stadt einst durchsetzbar waren. Nun stand die Halle schon mehrere Jahre leer. Sie hatte ausgedient, war funktional obsolet und sollte abgerissen werden. Mit dem Niedergang der Textilindustrie in der Region hatte dieses Symbol des Fortschritts seine Bedeutung verloren. Für die Konferenz hätte es kaum einen besseren Ort gegeben. In der lichtdurchfluteten aber herbstlich kühlen Halle ging es zwei Tage um den anderen wirtschaftlichen Strukturbruch der Region, nämlich um den Niedergang der Braunkohlewirtschaft – und darum, wie man die Zeugnisse dieser Industrieepoche, die alten großen Bergbaugeräte erhalten könnte. In der DDR, dem weltweit führenden Produzenten von Braunkohle, war die Region das Herzstück gewesen. Nun waren 17 Tagebaue, unzählige Brikettfabriken und Bagger, Förderbrücken und Lokomotiven stillgelegt und sollten abgerissen, gesprengt oder verschrottet werden.

In der Feintuchfabrik wurden dagegen Strategien zur Erhaltung entwickelt, über die Ohnmacht des Denkmalschutzes debattiert und die Chancen von Nachnutzungskonzepten ausgelotet. Unter den Teilnehmern der Konferenz entwickelte sich eine subversive Stimmung, denn allen waren deutlich bewusst, dass es außerhalb der Feintuchfabrik kaum Fürsprecher für die alten Bergbaugeräte gab. Das Schicksal der F60 im benachbarten Lichterfeld, die heute mit bis zu 80.000 Gästen pro Jahr (2005) der Besuchermagnet der Umgebung ist, war noch voller Ungewissheiten.³ In der Region

³ Die F60 ist eine Förderbrücke, ein gigantisches Tagebaugerät, mit dem bis zu 60 Meter der sandigen Abraumschicht abgebagert und zugleich über ein Förderband abtransportiert und verkippt werden. Die F60 von Lichterfeld ist 502 Meter lang, 74 Meter hoch und wurde nach nur 13 Monaten Betrieb zusammen mit dem Tagebau stillgelegt. Im Jahr 2000 war die Verschrottung zwar abgewendet, aber die zukünftige Trägerschaft noch unklar.

hätte noch kaum jemand einen Pfennig darauf gegeben, dass sie ein überregional bekanntes und lukratives Projekt würde.

Die subversive Stimmung während der Konferenz rührte aus den zwei unterschiedlichen Regionalentwicklungs-Konzepten, die man sinnbildlich innerhalb und außerhalb der Feintuchfabrik verorten konnte. Während sich *drinnen* eine Handvoll IBA-Leute, Künstler, Wissenschaftler und einige Akteure aus der Region mit Visionen, Machbarkeitsstudien und Argumentationen beschäftigten, um stillgelegte Tagebau und Fabriken als Sehenswürdigkeiten der Industrieepoche umzudeuten und einen neuen Entwicklungsweg der Region (Tourismus) zu fundieren – überwog *draußen* eine ganz andere Sichtweise:

- Mit dem Ende der Textil- und Braunkohleindustrie stieg nicht nur die Arbeitslosenquote in Südbrandenburg sprunghaft an (auf offiziell 25 Prozent), zudem sank das Bruttoinlandsprodukt und die Kaufkraft der Region. Von 1990 bis 2000 verlor die Region 10 Prozent ihrer Einwohner.⁴ Der Mangel an Arbeitsplätzen führte dazu, dass vor allem junge und gut ausgebildete Menschen abwandern – die Region „schrumpft“.
- Der wirtschaftliche Strukturwandel, der nach der Wende 1989 einsetzte, erwies sich mit der Zeit als *Strukturbruch*. Nur wenige Firmen konnten in der Region angesiedelt werden. Nichtsdestotrotz hielten die Zurückbleibenden, die Arbeitslosen aber auch viele Kommunalverwaltungen an der Hoffnung auf Wiederindustrialisierung fest. Denn trotz Abwanderung liegt die Arbeitslosenquote immer noch über 20 Prozent und die einzige Lösung für dieses Problem scheint die Schaffung neuer Arbeitsplätze, d.h. die Ansiedlung neuer (Industrie-)Unternehmen. Eine avantgardistische Idee wie der Industriekultur-Tourismus war in der Region nicht durchsetzbar.

Abgesehen davon, dass die IBA „Fürst-Pückler-Land“ einen post-industriellen Standpunkt einnahm – sie sah wenig Chancen für eine neue industrielle Entwicklung – und ihr daher die Umdeutung der Bergbaugeräte als Museum natürlich leichter fiel als den dominierenden Arbeitermilieus der Region (Sperber 2005), gab es noch einen zweiten markanten Unterschied: Die Strategie der IBA bestand nicht darin, sich mit den *Strukturdefiziten* der Region direkt auseinanderzusetzen oder diese sogar auszugleichen. Nach dem Prinzip – wer sich nur auf seine Defizite konzentriert verliert seine Chancen aus dem Blick – setzte sie vielmehr am *soziokulturellen Potenzial* der Region an, an den Ideen und innovativen Projekten, aber auch an den Tendenzen zur Selbstblockade, Selbstbeschränkung und Resignation, die den Innovationen entgegenstanden. Den statistisch belegten Strukturdefiziten setzte sie die überzeugende, erlösende und motivierende Kraft neuer Ideen entgegen.

Die statistischen Kriterien, die den Regionalplanern gewöhnlich zur Raumbesichtigung dienen, haben unbestritten ihre Bedeutung. Anhand von Strukturdaten wie Bevölkerungsdichte, Bruttoinlandsprodukt und Altersaufbau können Regionalplaner einen geographischen Raum relativ einfach analysieren sowie Probleme und Maßnahmen ableiten. Sinkt in einer Region beispielsweise das Bruttoinlandsprodukt

⁴ Laut dem Brandenburgischem Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (2000) sank die Einwohnerzahl für die drei südlichen Landkreise und die Stadt Cottbus von 599.000 auf 539.000.

(BIP, die Summe der pro Kopf erzeugten Waren und Dienstleistungen) unter 75% des EU-Durchschnitts, dann ist diese Region ein so genanntes „Ziel-1-Gebiet“ / Konvergenzregionen und kann den Höchstsatz an Förderung durch die EU erhalten. Sie ist dann *peripher*.⁵ Kommen zu der Wirtschaftsschwäche der Region auch Abwanderungs- und Überalterungserscheinungen hinzu, wie in den *schrumpfenden* Regionen, so muss die Infrastruktur angepasst werden: Schulstandorte werden geschlossen; leerstehende Wohnblöcke werden abgerissen und die Gesundheitsversorgung sowie die Mobilität der Älteren müssen gewährleistet werden.

Daraus ergibt sich in peripheren Regionen oft eine paradoxe Situation: Dem erhöhten Handlungsbedarf stehen abnehmende Lösungskapazitäten der lokalen Akteure gegenüber. Denn durch die sinkende Wirtschaftskraft und die abnehmende Bevölkerung gehen auch die Steuereinnahmen der Kommunen dramatisch zurück. Oft sind die Gemeinden mit dem größten Veränderungsdruck auch überdurchschnittlich verschuldet und deshalb weniger handlungsfähig.

Um „Anpassungsstrategien für ländliche/periphere Regionen mit starkem Bevölkerungsrückgang“ zu entwickeln, hat im Herbst 2001 das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen (BMVBW) zusammen mit dem Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) ein gleichnamiges Modellvorhaben (MoRO) initiiert. Dabei stellten die Praktiker und Wissenschaftler fest, dass man bei Schrumpfungsprozessen nicht nur vor materiellen, sondern auch vor mentalen Herausforderungen steht:

Wir denken noch zu kurzfristig. ... Wir denken immer noch in vorgefertigten Bahnen. ... Die Probleme dieser Regionen sind eher mentale, psychische Probleme – was **will** ich sehen – denn Unkenntnis. (Sedlacek, 23.04.2004, MoRO-Tagung in Arnstadt)

Machterhaltungskämpfe in Schrumpfungsprozessen sind schwerwiegendes als Verteilungskämpfe bei Wachstum (Sinz, 23.04.2004, MoRO-Tagung in Arnstadt)

Sinz und Sedlacek sprechen damit soziale Konstellationen und Prozesse an, denen man mit den konventionellen Methoden der Raubeobachtung ziemlich ratlos gegenüber steht:

1. Von den regionalen Akteuren werden die Entwicklungsprobleme werden lange Zeit ignoriert, falsch diagnostiziert oder in ihrer langfristigen Bedrohung unterschätzt, z.B. die langfristigen Folgen des demographischen Wandels. (Ignoranzhypothese)
2. Die Entwicklungsprobleme werden zwar in ihrem ganzen bedrohlichen Ausmaß und ihrer langfristigen Wirkung erkannt. Die politischen Akteure begegnen ihnen aber hauptsächlich mit kurzfristigen und partikulären Lösungsansätzen. (Kurzfristhypothese)

⁵ In seiner Abhandlung zum Begriff „Peripherie“ weist VOGT (2004) darauf hin, dass es ideengeschichtlich verschiedene Bedeutungen gab und gibt. An dieser Stelle geht es um das raumplanerische Verständnis von *Peripherie*, die man auch als Antagonist zum *Zentrum* (und im weiteren Sinne auch: urbanen Ballungsraum) auffassen kann (HÜBLER 2005, 57f).

3. Wegen der zurückgehenden Ressourcen in schrumpfenden Regionen wächst theoretisch die Notwendigkeit zu kooperieren, oft verschärfen sich in der Praxis aber die Konkurrenz und die Erhaltungsbemühungen. (Kooperationshypothese)
4. In ländlichen peripheren Regionen gehen von *Schrumpfungs*prozessen oft existenzielle Bedrohungen aus, die zu der typischen Persistenzfreundlichkeit (Weiß 2002, 19) bzw. zum Beharrungsvermögen peripherer Regionen führen. (Stabilitätshypothese)

Als Ergänzung zu den bewährten Methoden der Raumbbeobachtung erlangen zunehmend Ansätze Bedeutung, die die regionsinternen (*endogenen*) Interaktionen und Denkweisen in peripheren / schrumpfenden Regionen erfassen und erklären können. In der Regel sind dies handlungstheoretische Ansätze, mit denen Denkweisen und Handlungsmuster der lokalen Akteure untersucht und erklärt werden. Einen solchen Ansatz vertreten z.B. Hartmut Häußermann und Walter Siebel (1993) in ihrem Artikel „Kulturalisierung der Regionalpolitik“, in dem sie die Gruppen und Milieus des Ruhrgebiets, deren Interessen und gegenseitige Blockierung beschrieben. Die Altindustrieregion (Anfang der 1990er Jahr) kennzeichneten sie als *innovationsfeindlich*, vor allem weil „die Macht eingespielter Strukturen und eine dominante Kultur“ (ebd., 221) verhinderte, dass sich neue Ideen, Denk- und Handlungsweisen durchsetzen konnten.

„Es geht so in der Regel darum, welche Vorstellungen über einen Raum sich durchsetzen können, oder mehr auf den Prozeß bezogen, welche soziale Gruppe in der Lage ist, gegenüber anderen Gruppen ihre Werte und ihre Sicht der Dinge durchzusetzen.“ Detlev Ipsen (1993, 15)

Wenn in peripheren Regionen soziale Prozesse einen großen Einfluss auf die Entwicklung haben, dann stellt sich die Frage, ob die endogenen Prozesse nur negative Effekte verstärken, oder eventuell auch Blockaden auflösen können. Mit einem handlungstheoretischen Verständnis würde den Regionalplanern die Aufgabe zukommen, die Prozesse zu beeinflussen. d.h. die Macht der dominanten Kultur zu brechen und Spielraum für neue Entwicklungsvorstellungen zu schaffen – oder mit Häußermann und Siebel (1994) gesprochen: in nichtinnovativen Milieus Innovationen zu organisieren (1994). Da Innovation vor allem qualitative Veränderung bedeutet, also „eine Änderung des Weges ... eine Änderung der Bahn der Entwicklung“, haben die Raumplaner die Aufgabe, neue Problemdefinitionen und Lösungsansätze durchzusetzen (Siebel 2002). Regionalplaner befinden sich aber selten in der komfortablen Lage, mittels Macht ihre eigenen Vorstellungen durchsetzen zu können. Neben begrenzt wirksamen Steuerungsinstrumenten müssen sie sich in der Regel auf die Macht des Wortes und der Überzeugungskraft ihrer Argumente verlassen. In dieser schwachen Position und deren begrenzten Möglichkeiten liegt der zentrale Punkt des handlungstheoretischen Ansatzes: Organisationen wie die IBA „Fürst-Pückler-Land“ schalten sich also in endogene (regionsinterne) Prozesse ein und initiieren neue Projekte, um sich mit den lokalen Akteuren auseinanderzusetzen und dabei deren Wahrnehmung auf neue Optionen wie die Förderbrücke F60 und die Industriekultur zu lenken und Handlungspraktiken zu verändern.

Der Ansatz „Regionale Lernkultur“

Nach der Handlungstheorie⁶ sind es unsere Vorstellungen, die unser Handeln leiten. Die Entwicklung einer Region hängt also primär davon ab, *wer* sich gegenüber anderen durchsetzen kann und *welche Vorstellung* sein Handeln leiten. Um die Bahn der regionalen Entwicklung zu ändern, könnte man zum einen die lokalen Eliten austauschen (vgl. Ipsen 1993, 15). Häufig trifft man jedoch das Phänomen, dass sich die Vorstellungen der Akteure verändern.

Unter den peripheren Regionen gibt es einige Gebiete wie Südbrandenburg, die sich im Strukturwandel befinden, d.h. in denen eine Entwicklung (Braunkohle- und Textilindustrie) an ihr Ende gekommen ist, die Zukunft noch nicht absehbar ist, sich aber vor allem alte Vorstellungen von Regionalentwicklung verfestigt haben. In diesen Regionen besteht eine der größten Herausforderung darin, dass nicht nur die Infrastruktur für neue Unternehmen und Branchen vorbereitet wird, sondern sich auch die Denkweisen, Handlungspraktiken und Interaktionsformen verändern: „Die IBA hat nun mehrere Vorlagen gegeben“, berichtete der IBA-Geschäftsführer Rolf Kuhn im Herbst 2002, als die Förderbrücke F60 und einige andere touristische Sehenswürdigkeiten in Südbrandenburg eröffnet waren. Doch in der Altindustrieregion ist die touristische Infrastruktur allein – ohne eine entsprechende Gastfreundschaft, Esskultur und genuss- und dienstorientiertes Selbstverständnis – noch nicht viel wert: „Werden wir ... Gasträume erleben, die nicht mehr auf die Anmut von Kunstblumen setzen, und Speisekarten, denen man ansieht, dass die Gäste keine Schwerstarbeiter sind?“ (Kuhn 2002)

Man kann diese Veränderung von handlungsleitenden Vorstellungen, die Veränderung von Deutungen und Handlungsmustern vereinfachend als *Lernen* auffassen. Für den handlungstheoretischen Ansatz ist Lernen ein zentraler Begriff der Regionalentwicklung und -forschung. Lernen wird nicht dem Zufall überlassen und sollte auch nicht nachholend als nachträglich Anpassung an eine neue Wirtschaftsweise und Unternehmenskultur „passieren“ (Kielwasserprinzip). In Regionen mit stagnierender oder blockierter Entwicklung, sollte der Strukturwandel durch *gleichzeitiges* Lernen unterstützt werden.

Eine verbreitete Vorstellung von Lernen ist aus der *kognitiven* Psychologie abgeleitet: In Wechselwirkung mit der Umwelt können die Lernenden ihre Kognitionen (mental Strukturen und Prozesse) an die Umwelt anpassen (Akkomodation), aber sie können auch die Umwelt durch erlernte Handlungsmustern verändern (Assimilation). Dagegen basiert der *konstruktivistische* Lernansatz auf der Vorstellung von *Autopoiese* (Maturana).⁷ Autopoietische Systeme sind selbstorganisiert und strukturell geschlossen – und als autopoietische Systeme werden auch lernende Individuen verstanden. Dies hat zur Folge, dass es keinen echten Austausch zwischen Individuen und der Umwelt gibt – im Gegensatz zum Kognitivismus. Sinneswahrnehmung, Hören

⁶ Da es in diesem Artikel in erster Linie die Kommunikation und die Entwicklung neuer Vorstellungen geht, orientiere ich mich am phänomenologischen Ansatz von A. Schütz und T. Luckmann (2003), der verallgemeinert als „Handlungstheorie“ bezeichnet wird.

⁷ A. ist aus dem Altgriechischen *αυτος*, *selbst*, und *ποιεω*, *schaffen*, abgeleitet und bedeutet daher Selbsterzeugung bzw. -erhaltung.

und Sehen, liefern keine Abbilder der Umwelt und die Wahrnehmung der Umwelt findet auch nicht mit den Sinnen statt, sondern als individuelle Konstruktion. Zentral am konstruktivistischen Lernansatz ist, dass es kein feststehendes Wissen gibt, sondern neues Wissen an vorhandenes Wissen angeschlossen wird. Abhängig vom erkennenden Subjekt werden also neue Sinnzusammenhänge im Akt des Erkennens konstruiert.

Beide Lernansätze verbinden sich im Konzept des *situierten Lernens*, das auf Jean Lave und Etienne Wenger zurückgeht. Auch beim situierten Lernen wird das Wissen durch individuelle Konstruktion generiert, insofern steckt im *situierte Lernen* auch ein konstruktivistischer Ansatz. Von großer Bedeutung ist jedoch – wie beim kognitivistischen Lernansatz – die konkrete Lernsituation bei der Generierung des Wissens, da Ideen und Bedeutungen nicht isoliert und in abstrakter Form verinnerlicht werden. Wissen wird vor allem in sozialen Interaktionen zwischen Personen erworben, die vor ähnlichen Aufgaben stehen (community of practice). In den Interaktionen werden Bedeutungen ausgehandelt und praktische Erfahrungen und Verständnis ermöglicht, welche den einzelnen Lernenden ohne fremde Hilfe nicht zugänglich wären.

Das *situierte Lernen* ist ein Schlüsselbegriff für das vorliegende handlungstheoretische Konzept von Regionalentwicklung und für die Untersuchung in Südbrandenburg. Durch den *Strukturwandel*, das Ende der Textil- und Braunkohleindustrie, hatte sich der Lebensalltag gravierend ändert. Die Arbeit als lebensstrukturierende Alltagsroutine brach weg, „der Betrieb“ fungierte nicht mehr als Ort der Kommunikation und Sozialisierung. Ohne die Fabriken fehlte ein Bezugspunkt für die Identität (vgl. Hofmann 1995) und ohne Arbeit sank das Selbstwertgefühl (Müller 2003, 210). Diese äußerlichen objektiven Veränderungen erschüttern die individuellen Sinnkonstruktionen und Routinen der Menschen, der wirtschaftliche Strukturwandel der Region spiegelt sich in der Krise der Lebenswelt wider (Sperber 2005). Für jeden Einzelnen gab es einen „regelrechten Zwang zur lernenden Wahrnehmung und zum begründenden Denken“ (Erpenbeck 1993, 180), um eine neue Interpretation für die stattfindenden Ereignisse zu finden und die eigene Anschauung mit der äußeren Wirklichkeit wieder in Einklang zu bringen. Aus dem Strukturwandel erwuchs die Herausforderung, neue Lebensentwürfe und Zukunftsbilder zu entwickeln, da auch die individuellen Fähigkeiten, Werte und Regeln ihre Bedeutungen verändern.

Doch Lernen muss nicht zwangsläufig zukunftsgerichtet sein. Wie bei einem kritischen Lebensereignis (Rosch Inglehart 1988) kann also der Strukturwandel – als äußere Bedrohung der Lebenswelt – bei den Betroffenen sowohl zu Bearbeitungsreaktionen (Lernen) als auch zu Verdrängungsprozessen (Lernblockaden) führen. Entwicklungspsychologen lehnen es dabei ab, eine Verdrängung per se „schlecht“ und eine Bearbeitung per se „gut“ zu bewerten. Wenn man ein Kriterium für die „Güte“ eine Reaktion finden will, dann ist es die langfristig erzielte, relative Spannungsfreiheit (ebd., 17). Im Kontext des regionalen Strukturwandels würde man von einer längerfristigen Stabilisierung sprechen, d.h. dass die regionalen Entwicklungsoptionen und die Denkweisen und Handlungsmuster der Menschen (wieder) miteinander in Einklang gebracht sind (vgl. Mayer 1996 / Regulationstheorie).

Das Lernen kann einer Region im Strukturwandel entscheidende innovative Impulse geben. Wenn neuartige Vorstellungen – wie die F60 als Industrie-Museum –

„gesponnen“ und zunehmend mit konkreten Ideen ausgefüllt werden, dann stellt sich vor allem die Frage, ob sich die neu entwickelten Vorstellungen umsetzen lassen: Werden im sozialen Umfeld die neuen Vorstellungen akzeptiert? Gibt es für die ausreichend Ressourcen (Zeit, Wissen, Geld) Experimentier- und Handlungsräume? Erweisen sich die neuen Vorstellungen auch in der Realität als stabil und wirtschaftlich tragfähig?

Häußermanns und Siebels (1993) Beispiel des Ruhrgebiets zeigt aber auch, dass sich unter bestimmten Voraussetzungen (Arbeitsmarktpolitik, staatliche Subventionen) altindustrielle hierarchische Strukturen stabilisierten und einzelne Gruppen und Netzwerke zwar situiert lernen, aber damit nur ihr Handeln optimieren (). Erst wenn sich in Gruppen, Organisationen und Netzwerken für „umwälzende“ Ideen öffnen und eventuell auch ihre grundsätzlichen Vorstellungen und Routinen („lokale Theorien“) in Frage stellen, kann situiertes Lernen auch innovativ werden: Innovation setzt voraus, dass Störungen der bisherigen Routinen zugelassen und neue Sinnkonstruktionen (kollektiv) entwickelt werden (Baitsch 1999, 258).

Wenn es also darum geht, die Wirkung von Fördermaßnahmen und Investitionen auf die mentale Entwicklungs- und Innovationsfähigkeit einer peripheren Region genauer zu erklären, rücken sozialen Prozesse und Konstellationen in den Fokus. Mit qualitativen Methoden lässt sich untersuchen, nach welchen Vorstellungen und Mustern die Akteure handeln und welche neuen Vorstellungen und Kompetenzen sie in Interaktionen – situierten Lernen – erwerben. Der Veränderung der Lebenswelt gilt das Hauptinteresse bei der Untersuchung der regionalen Lernkultur:

Regionale Lernkultur beschreibt ein System von Annahmen, materiellen Entäußerungen sowie ex- und impliziten Leitvorstellungen und Normen, die sich auf lokale und soziale Gegebenheiten beziehen. Dabei existieren unter lokalen Akteuren und Entscheidungsträgern geteilte Wahrnehmungen und gleichgelagerte handlungsleitende Überzeugungen. Das System bezieht sich auf Kompetenzzunahme und Ausweitung von Handlungsmöglichkeiten sowie des generellen Verhaltensrepertoires der individuellen, organisationalen und regionalen Ebene. (Zwischenbericht 2002, 53)

Im Folgenden wird an zwei Beispielen⁸ skizziert, dass die Krise der Braunkohleindustrie und die (Identitäts-)Krise der lokalen Arbeitsmilieus zu ganz unterschiedlichen Reaktionen, Lernprozessen und lokalen Entwicklungspfaden führen konnte. Gegenübergestellt werden das Industriedorf Grodow (460 Einwohner), wo sich die Belegschaft der einzigen Brikettfabrik schon vor der Stilllegung auf eine Deutung einließ, und die Kleinstadt Werkleben, wo man noch 2001 die letzten Zeugnisse der hundertjährigen Braunkohlegeschichte aus dem Stadtbild verdrängen wollte. Während man in Grodow relativ schnell Formen innovativen, situierten Lernens ausmachen konnte, lassen sich in Werkleben Tendenzen zur *Selbstperipherisierung*⁹ erkennen.

⁸ In den beiden Fallbeispielen wurden die Angaben zu Orten und Personen anonymisiert.

⁹ Der Begriff der S. ist noch nicht systematisch eingeführt. Ich verdanke ihn einer Diskussion mit Michael Thomas.

Die Brikettfabrik in Grodow

In dem kleinen Industriedorf Grodow bedurfte es nur eines Denkanstoßes, um eine Neuorientierung und zukunftsgerichtetes, kollektives Lernen auszulösen. Ein westdeutscher Reporter erkundete im Juni 1990 – kurz vor der Währungsunion – wie ein Ethnograph Land, Leute und Kultur des unbekanntes „Beitrittsgebietes DDR“. In Grodow traf er auf die Brikettfabrik und war offensichtlich sehr erstaunt über die unwirtschaftlichen Arbeitsbedingungen, die er dort vorfand – vor allem wie man noch 1990 mit museumsreifen Brikettpressen aus dem Jahr 1882 produzieren konnte:

Die Brikettfabrik Grodow wird es ganz sicher nicht packen. "Tägliche Planerfüllung meine Pflicht, Planüberbietung meine Ehre", steht in schneidiger Bonzenfraktur auf einer Spruchtafel am Hauptgebäude. Für einen Zentner Briketts - Verkaufspreis: 3,60 Mark - werden hier fast drei Zentner Braunkohle zusätzlich für Prozeßwärme verfeuert. Planerfüllung und Wirtschaftlichkeit schließen sich von vornherein aus.

Die Fabrik ist keine Fabrik, sondern ein Museum, in dem auch Briketts gemacht werden. Sie stammt aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Unter den riesigen Stahltrommeln, in denen die Braunkohle getrocknet wird, brennen offene Feuer. Die älteste Brikettpresse ist über hundert Jahre alt. Beinahe ein Drittel der rund 150 Mann Belegschaft ist ausschließlich mit Instandhaltungsarbeiten beschäftigt.

Dieses Bild des *arbeitenden* Museum hatte bei den Angestellten die Kraft, deren Selbstwahrnehmung vollkommen umzukehren: Dass die Brikettfabrik geschlossen werden soll, war schon seit 30 Jahren immer wieder im Gespräch. Die Fabrik war alt und ineffizient, in der Umgebung gab es keinen Bergbau mehr und die Rohkohle musste weit transportiert werden. Die Existenzgrundlage der *Bergleute* und ihre Identität standen also schon länger auf dem Spiel, so dass man annehmen kann, dass ihnen die Endlichkeit dieses Daseins mehr oder weniger bewusst war. Und dennoch hatten sie unter lebensgefährlichen Bedingungen jahrelang an den schrottreifen Anlagen weitergearbeitet. Inzwischen waren ja tatsächlich *alle* Anlagen wie aus einem Museum. Aber wenn schon Besucher kamen und von der alten Technik begeistert waren – warum dann also nicht diese Chance nutzen? Und wo gab's denn in Ostdeutschland schon ein Museum, in dem tatsächlich noch alles funktionierte und das *echte Briketts* herstellen konnte?

Die Fabrik **lief** noch¹⁰, da bin ich hier durchgefahren mit dem Fahrrad und bin ans Pressenhaus ran und da hat der Schichtmeister sich als Museumsdirektor vorgestellt und der Presser als **Museumsdiener**. Ja ... wahrscheinlich hat sich's festgesetzt. Warum auch nicht? Und Krämer [der Chef der Sanierung] hat ja auch immer wieder gesagt: Ihr wart die **Schnellsten**. Wenn ihr's nicht gewesen wärt, wär's an andre gegangen. ... Wir könn' froh sein, dass wir so schnell warn, sonst wären andre rangekommen, die viel besser lagen, wie [die Stadt Werkleben].

Die Gewandtheit, mit der die Grodower Bergleute ihre Rolle des Pressers mit der des Museumsdieners tauschten, zeugt von ihrem Humor und damit auch von ihrer

¹⁰ Die Brikettfabrik wurde Ende 1991 stillgelegt.

Bereitschaft, andere, neue Deutungen zuzulassen. Dazu trug sicherlich auch die Gewissheit bei, dass die Tage der Fabrik schon lange gezählt waren. Zudem stellte die Brikettfabrik in der dörflichen Umgebung schon lange eine Besonderheit dar, so dass sie einerseits schon als etwas Außergewöhnliche galt und es andererseits neben der industriellen Erwerbsarbeit auch ganz andere Lebensentwürfe und Deutungen greifbar waren. Daher brauchte es in der Situation des Umbruchs, als der westdeutsche Reporter und die Bergleute zusammentrafen, tatsächlich nur eines kleinen Anstoßes, damit die Bergleute situiert lernen – indem sie sich gemeinsam den Herausforderungen und Optionen der Situation stellten, die neue Bedeutung der Brikettfabrik als Museum aushandelten und sie spielerisch erprobten.

Die tabuisierte Kohletradition in Werkleben

Anders vollzog sich das Ende der Braunkohleindustrie in den Kleinstädten des Kohlreviers. Wie Grodow waren auch sie im 20. Jahrhundert deutlich von der Industrie geprägt worden: Tagebau-Restlöcher und Brikettfabriken, Transportbänder und Gleise prägten das Stadtbild, Schornsteine fungierten als Orientierung und Wahrzeichen der Kleinstädte. Das Leben war dem Rhythmus der Arbeitsschichten unterworfen, aber noch mehr als in den Dörfern war der Arbeitsplatz tatsächlich Lebenswelt (vgl. Müller 2003, 214).

Unsere Arbeit war schwer. Unsere Arbeit war schmutzig. Und doch war unsere Arbeit unser Leben! (Arbeiter bei der Schließung seiner Brikettfabrik 1992)

Etwa ab 1900 wurde in Südbrandenburg Braunkohle im industriellen Maßstab abgebaut und verarbeitet und in den Kohlestädte wie Werkleben setzte am Beginn des 20. Jahrhunderts eine Entwicklung ein, die zunehmend stärker an der Braunkohleindustrie ausgerichtet und von ihr abhängig war. Wie Jahresringe lagerten sich immer neue Werkssiedlungen um die Brikettfabriken und alten Ortskerne. In der Sozialstruktur begannen die Arbeitermilieus zu dominieren und im Stadtbild die Arbeiterkneipen und die Konsum-, Sport- und Kleingartenvereine.

In der DDR spitzte sich ab 1950 diese Entwicklung noch zu. Die Region war das Zentrum der Energiewirtschaft – der Energiebezirk Cottbus. Die staatliche Durchdringung und Vereinnahmung war hier besonders stark ausgeprägt, sowohl als Überwachung durch die Staatssicherheit (Petrick & Weiß 2001), als auch als Investitionen (besonders in den 1950er Jahren) und als bevorzugte Versorgung mit Wohnungen, Konsumgütern und Urlaubsplätzen („Ich bin Bergmann, wer ist mehr?“). Diesen Privilegien standen jedoch enorme Belastungen und permanente Gesundheitsgefahren gegenüber: der allgegenwärtige Kohleruß, der durch jede Ritze drang; der beißende Gestank; der Lärm der Anlagen und die vergifteten Gewässer. Zu alledem wurden unter unzulänglichen Arbeitsbedingungen die Planerfüllung und politische Linientreue eingefordert.

Unter diesen Bedingungen entwickelten die Kohle-Arbeiter spezifische Handlungsmuster des *Durchwurschtelns* bzw. der *zwiespältigen Arrangements* (Bittner 1998): Mit Pragmatismus, hierarchischer Unterordnung, solidarische Hilfsbereitschaft und Improvisation versuchten sie einerseits die schwere und dreckige Arbeit an den

riesigen Maschinen zu bewältigen und die häufigen Maschinendefekte zu überbrücken. Andererseits versuchten sie, durch passiven Widerstand und innere Zurückhaltung die Unzulänglichkeiten und Zumutungen der Arbeit und die politischen Vereinnahmungsversuche zu ertragen (Müller 2003, 209).

1989 kam es in Südbrandenburgs Städten erst Ende Oktober zu Protestkundgebungen – als in Leipzig, Berlin und Jena die Wendebewegung nicht mehr aufzuhalten war (Petrick & Weiß 2001, 169). Auch den folgenden Veränderungen begegneten die Kohlearbeiter überwiegend abwartend: Zum einen war auch ihnen angesichts der immensen Landschaftszerstörung und der massiven Umweltverschmutzung klar, dass es so mit der Braunkohle so nicht weitergehen konnte, zumal ihre Betriebe offensichtlich unrentabel und es schon im Ruhrgebiet Zechenstilllegungen und Betriebsschließungen gegeben hatte. Und zweitens erwiesen sie sich als Anhänger der Leistungsgesellschaft und vertrauten auf ihre Leistungsfähigkeit unter den besseren Arbeitsbedingungen der Marktwirtschaft (Mühlberg 2002, 4). Das umfangreiche Modernisierungsprogramm *Aufbau Ost* nährte darüber hinaus die Hoffnung, dass die alten Arbeitsplätze erst dann kaputt gehen, wenn dafür neue *Industriearbeitsplätze* da sind.¹¹ Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die dem Abriss der alten Produktionsstätten, der Ausbau der Infrastruktur und der Errichtung neuer Gewerbegebiete dienten, simulierten noch jahrelang industrieähnliche Beschäftigung. Vor allem blieb die bittere Wahrheit über die fehlende Zukunft der Industriearbeit lange unausgesprochen (vgl. Hofmann 1995, 132).

Zunächst erschien die Beseitigung der Kohlefabriken als logische Folge und wirtschaftliche Notwendigkeit. Doch im Unterschied zu Grodow und Lichterfeld gab es in Werkleben selbst im Jahr 2000 noch keine Initiative, die für die Erhaltung der letzten industriezeitlichen Zeugnisse eintrat, obwohl es längst keine Notwendigkeit mehr gab sie abzureißen. Am signifikantesten ist jedoch, dass unmittelbar nach der Wende die Abgeordneten ein neues Stadtwappen gestalten ließen und die Insignien der Kohle aus dem offiziellen Bild der Stadt verbannen wollten.

Anfang der 90er Jahre fand das Zeitalter des ‚schwarzen Goldes‘ sein Ende. Die Stadt ist seitdem sauberer, mit dem Verschwinden der Schornsteine kommt ihre landschaftliche Schönheit wieder stärker zur Geltung (Städtisches Faltblatt „Herzlich willkommen in Werkleben“)

In der Öffentlichkeit wurde das Thema Braunkohle entwertet und tabuisiert, so dass eine Beschäftigung nur im Privaten möglich war. In Anlehnung an das erwähnte psychologische Modell des *kritischen Lebensereignisses* (Rosch Inglehart 1988) lässt sich diese Tabuisierung der Kohle einerseits als eine Verdrängung unangenehmer Erinnerungen und Traditionen der Stadtgeschichte verstehen, die aber gleichzeitig ein Festhalten am Entwicklungsmodell der Industriestadt bedeutet. Wenn aber damit eine Auseinandersetzung mit den Grundannahmen ausbleibt, können Lernprozesse nur zu einer Anpassung, aber nicht zu Innovation und zur „Änderung des Weges der Entwicklung“ führen.

¹¹ Stephan Lebert „Der vergessene Todeskampf der drei Riesen“, Süddeutsche Zeitung vom 26.08.1992

Auch in Werkleben war daher zu beobachten, dass verschiedene alte Denk- und Handlungsweisen des zwiespältigen Arrangements reaktiviert wurden. (Industrielle) Erwerbsarbeit blieb die Grundlage für das Selbstwertgefühl. Mit innerer Gleichgültigkeit nahmen die Kohlearbeiter die Entwertung durch Arbeitslosigkeit und in Beschäftigungsmaßnahmen hin. Für die Arbeitslosen wurde das hierarchische Oben-Unten-Modell neuerlich bedeutsam (Bittner 1998, 31), weil es einerseits Verantwortung für die eigene Situation abnehmen und andererseits Hoffnung auf staatliche Fürsorge wecken kann. Die finanziellen Notlagen reaktivierten aber auch das Improvisieren und die Solidarität unter den ehemaligen Kohlearbeitern. Doch in Hinsicht auf das situierte Lernen und die mentale Bewältigung des Strukturwandels sind die reaktivierten Arrangements wiederum zwiespältig, denn die *Kunst des pragmatischen Improvisierens* beinhaltet zwar erhebliches Innovationspotenzial, aber das politische Desinteresse und die Ablehnung von abstrakten Ideen und intellektuellen Diskursen blieben ebenso.

Einen entsprechend schweren Stand hatten die Vorbereiter der IBA „Fürst-Pückler-Land“ in Werkleben, die Architekten, Künstler, Denkmalschützer, Technik- und Geschichtsinteressierten, die für die alten Kohleanlagen allerlei utopische und industrieromantische *Ideen* entwickelten. Denn zum einen enttäuschte die IBA die Erwartung der Werklebener, weil sie die Hoffnung auf industrielle Entwicklung nicht einlösen wollte. Zum anderen arbeitete die IBA hauptsächlich mit charismatischen Ideen und künstlerischen Entwürfen, die neue Sinnzusammenhänge erschlossen, alternative Lebensentwürfe und Wertvorstellungen in sich bargen und die Eigeninitiative und (Selbst-)Verwirklichung voraussetzten, während sich die Problemwahrnehmungen und die Lösungsansätze der Werklebener Akteure überwiegend auf Strukturen, statistische Kriterien und externe Investoren bezogen.

Während sich in Grodow die Vorstellung des Industrie-Museums relativ leicht durchsetzte, musste die IBA in Werkleben erst die dominanten Vorstellungen der lokalen Macht durchbrechen – wie ihre Vorgänger-IBA im Ruhrgebiet (Häußermann und Siebel 1993).

Struktur und Kultur der Peripherie

Es ist bemerkenswert, dass an beiden Standorten die ehemaligen Bergleute ganz unterschiedlich mit ihrer Geschichte, ihrer Identität und der Gegenwart umgingen. Offensichtlich haben nach 1989 die sozialen Prozesse in Grodow und Lichterfeld eher zu einer Öffnung und in Werkleben tendenziell zur Abschließung der Milieus und Gruppen geführt: Zum einen wurden in Werkleben die Symbole der Kohle-Epoche sofort nach der Wende 1989 in einer Art Bildersturm aus dem Stadtbild beseitigt und „die Kohle“ mit einem negativen Image belegt, so dass sie in der Öffentlichkeit nicht mehr thematisiert und kaum aufgearbeitet werden konnte. Zum anderen blieben die Entwicklungsvorstellungen der Stadt vor allem auf eine neue industrielle Entwicklung fixiert, alternative Entwicklungspfade wurden vernachlässigt – und im Fall des Industriekultur-Tourismus sogar ausgeschlossen.

Dieser soziokulturelle Befund steht im Gegensatz zu den Hypothesen, die man aus der bloßen Raumstruktur ableiten würde. Danach würden die mentalen Entwicklungsblockaden zunehmen, je größer die Strukturprobleme der Peripherie

werden. Das kleine Industriedorf Grodow liegt im westlichen Teil Südbrandenburgs, der sehr ländlich und dünn besiedelt ist. Von der ganzen Region Südbrandenburg sind in der Umgebung von Grodow die Probleme der *Peripherie* am stärksten ausgeprägt: Das BIP des Landkreises liegt deutlich unter dem der anderen südbrandenburgischen Kreise.¹² Bis zur nächsten Großstadt braucht man zwischen 60 und 90 Minuten und der nächste Autobahnanschluss ist 30 bis 45 Minuten entfernt. Doch ausgerechnet diese Gegend, die nach raumplanerischen Verständnis eine der am meisten *peripheren* Gegenden Brandenburgs ist, zeichnete sich durch Offenheit, Initiative und Flexibilität aus.

Die rein strukturelle Betrachtung des ländlichen Raumes kann daher täuschen: Die ländlichen Regionen sind nicht unbedingt stärker von Entwicklungsblockaden bedroht, je dünner sie besiedelt sind und je geringer ihre wirtschaftliche Kraft ist. Gegenüber dem Industriedorf Grodow oder dem Dorf Lichterfeld mit der Förderbücke F60 (je 450 Einwohner/ohne Verwaltungsgemeinschaft) sind die ehemaligen Bergbaustädte Werkleben und Stromburg *Zentren*. Doch erwies sich diese Zentralität nicht als eine Steigerung von Offenheit und Innovation.

Eine Ergänzung des konventionellen Peripherie-Begriffs durch handlungstheoretische Aspekte scheint daher notwendig:

Unter peripheren Regionen kann man soziale Handlungsräume verstehen, die in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zurückgeblieben sind und die nicht nur ein Mangel an zeitgemäßer Infrastruktur, an innovationsträchtigen Unternehmen, Organisationen und Einrichtungen kennzeichnet, sondern die auch solche soziokulturellen Verhältnisse aufweisen, dass die Akteure die strukturellen Veränderungen kaum bewältigen können.

Damit ist auch die *andere* Dimension von Peripherie erfasst, auf die der Bundespräsident Köhler hinwies: Die Herausforderung peripherer Regionen besteht nicht nur in der Angleichung des materiellen und wirtschaftlichen Niveaus, die mit staatlicher Steuerung auch kaum erreicht werden kann, sondern auch darin: Freiräume für Ideen und Initiativen – also neue Denk- und Handlungsweisen – zu schaffen.

Kulturpolitik und Raumentwicklung – ein Fazit

Es war die Intention des vorliegenden Beitrages, am Beispiel einer peripheren Region die konventionelle Perspektive der Raumplanung zu hinterfragen und offene Fragen zu den Entwicklungsblockaden peripherer Regionen zu identifizieren. Ansatzpunkt ist das Phänomen der *Selbstperipherisierung*, d.h. die Herausbildung von innovationsfeindlichen Milieus in Region, die zwar Entwicklungsdefizite haben, aber nicht unbedingt zu den ökonomisch schwächsten und entlegensten Gebieten zählen. Es zeigte sich, dass sich dieses Phänomen mit konventionellen Instrumenten der Raumbearbeitung (Statistik, Struktur- und Wirtschaftsanalyse) nicht erschöpfend erklären lässt.

Zur Erklärung der Selbstperipherisierung wurde ein handlungstheoretischer Zugang gewählt, mit dem der Autor schon verschiedene soziale Prozesse und Akteurskonstellationen in Südbrandenburg untersucht hat und dabei insbesondere auf

¹² Im Jahr 2000 lag das BIP je Erwerbstätigen im Elbe-Elster-Kreis bei 74 % des Bundesdurchschnitts (zum Vergleich: OSL-Kreis 80 %; SPN-Kreis 92 %; Land Brandenburg 80 %; Quelle: Atlas zur Regionalstatistik)

subjektiven Wahrnehmungen, Denkweisen und Handlungsmuster der Akteure eingegangen ist. Als Schlüssel für eine innovative bzw. blockierte *Regionalentwicklung* wurden Unterschiede im *Lernen* der Akteure, Akteursgruppen und Netzwerke ausgemacht. Eine solche Untersuchung der *Lernkultur* kann die konventionelle Raumbesichtigung und *Regionalforschung* um wichtige Aspekte ergänzen.¹³

Insgesamt ist zu beobachten, dass das Interesse, die *Peripherie* mit neuen wissenschaftlichen Mitteln zu untersuchen, auch in anderen Disziplinen wächst. Ein Beispiel dafür ist das *Collegium Pontes*, ein internationaler und interdisziplinärer Workshop für Nachwuchswissenschaftler, der alljährlich in der Oberlausitz stattfindet und vom Institut für kulturelle Infrastruktur Görlitz/Klingewalde ausgerichtet wird. Im Sommer 2004 stand das sechswöchige Arbeitstreffen unter dem Titel *Peripherie*. Bei diesem Treffen wurden Fragen thematisiert, die weit über die üblichen wirtschaftlichen, raumplanerischen und politischen Zugänge hinausreichten. So warf Matthias T. Vogt (2004) die Frage auf, ob sich Kulturpolitik ebenso als Instrument der Landesentwicklung einsetzen lässt, wie dies der Infrastruktur- und Wirtschaftspolitik unbeschadet unterstellt wird.

Aus den vorstehenden Ausführungen lässt sich eine Antwort ableiten: Kulturpolitik, insbesondere soziokulturelle Aktionen und Initiativen, die die alltäglichen Denkmuster und Handlungsabläufe durch neue Impulse stören, bereichern oder verändern, können sogar einen Beitrag leisten, der über die herkömmliche Wirtschaftsförderung und Ausbau der Infrastruktur hinausreicht. Denn damit lässt sich zweierlei erreichen:

1. In einem innovativen Umfeld können alternative Lebensstile und Deutungsangebote die regionale Kultur bereichern und dazu beitragen, dass die lokalen Akteure gemeinsam neue Deutungen, Problemlösungen und Lösungen erweitern und sich dadurch „Freiräume für ihre Ideen und Initiativen zu schaffen“.
2. Wenn darüber hinaus eine Region (oder eine Gemeinde oder Stadtteil) *mentale* Entwicklungsblockaden aufweist, können unerwartete Entwicklungsvorstellungen zur Öffnung von Milieus beitragen und die Deutungsmacht eingespielter Strukturen und eine dominante Kultur durchbrechen.

Im Prinzip wird dieser „kulturpolitische“ Ansatz auch schon Regionalentwicklern eingesetzt, so im Ruhrgebiet von der IBA „Emscher Park“ (1990-2000) und in Südbrandenburg von der IBA „Fürst-Pückler-Land“ (2000-2010). Indem die IBA die Situationen des Außeralltäglichen schafft (Siebel 2002), versucht sie Deutungsmuster zu durchbrechen, die das Herangehen an unbekannte Aufgaben behindern (Erpenbeck 1993, 178).

¹³ Eine umfassende Studie „Die Veränderung der Lernkultur – im Spannungsfeld bürgerschaftlichen Engagement, kooperativer Verwaltung und Schaffung innovativer Milieus – am Beispiel Südbrandenburgs“ wird vom Autor an der BTU Cottbus erarbeitet und voraussichtlich 2008/09 veröffentlicht.

Literatur

- Baitsch, C. (1999). Interorganisationale Lehr- und Lernnetzwerke, in: Arbeitsgemeinschaft Qualifizierungs-Entwicklungs-Management (Hg.) Aspekte einer neuen Lernkultur: Argumente, Erfahrungen, Konsequenzen. Münster - New York - München, Waxmann: 253-274.
- Bittner, R. (1998). Kolonien des Eigensinns: Ethnografie einer ostdeutschen Industrieregion. Frankfurt am Main - New York, campus.
- Erpenbeck, J. & J. Weinberg (1993). Menschenbild und Menschenbildung. Münster - New York, Waxmann.
- Hahne, U. (2005). "Zur Neuinterpretation des Gleichwertigkeitsziels." Raumforschung und Raumordnung 63(4): 257-265.
- Häußermann, H. & W. Siebel (1993). "Die Kulturalisierung der Regionalpolitik." Geographische Rundschau 45 (4): 218-223.
- Häußermann, H. and W. Siebel (1994). Wie organisiert man Innovation in nichtinnovativen Milieus? in: R. Kreibich, A. S. Schmidt & W. Siebel (Hg) Bauplatz Zukunft - Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen, Klartext: 52-64.
- Hofmann, M. (1995a). Die Kohlearbeiter von Espenhain, in: M. Vester, M. Hofmann & I. Zierke (Hg.) Soziale Milieus in Ostdeutschland. Köln, Bund-Verl.: 91-135.
- Hübler, K.-H. (2005). "Die Schaffung gleichwertiger Lebensbedingungen in allen Teilräumen." Raumforschung und Raumordnung 63 (1): 55-62.
- Ipsen, D. (1993). "Regionale Identität: Überlegungen zum politischen Charakter einer psychosozialen Raumkategorie." Raumforschung und Raumordnung 51(1): 9-18.
- Köhler, H. (2004). "Jeder ist gefordert." FOCUS 12 (38).
- Kuhn, R. (2002). "Editorial." see - Das Magazin der IBA 'Fürst-Pückler-Land' 3 (9): 3.
- Lave, J. & Wenger, E. (1991). Situated learning: Legitimate peripheral participation. New York: Cambridge University Press.
- Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (2000) Statistisches Jahrbuch. Potsdam, Landesbetrieb für Datenverarbeitung und Statistik Land Brandenburg: 620.
- Mayer, M. (1996). "Postfordistische Stadtpolitik: Neue Regulationsweisen in der lokalen Politik und Planung." Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie (1-2): 20-27.
- Mühlberg, D. (2002). "Schwierigkeiten kultureller Assimilation." Aus Politik und Zeitgeschichte 8 (17): 3-12.
- Müller, C. (2003). Akzeptanzprobleme von Eigeninitiative und Eigenarbeit. Das Kreativzentrum in der Plattenbausiedlung Wolfen-Nord, in: H. Backhaus-Maul, O. Ebert, G. Jakob & T. Olk (Hg.) Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Potenziale und Perspektiven. Opladen, Leske + Budrich: 201-218.
- Petrick, H. and P. U. Weiß (2001). Das Neue Forum und die Deutsche Forumspartei im Bezirk Cottbus 1989/90. Potsdam, Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung.

- Rosch-Inglehart, M. (1988). Kritische Lebensereignisse - Eine sozialpsychologische Perspektive. Stuttgart - Berlin - Köln - Mainz, Kohlhammer.
- Schluchter, W. (1988) Bürgerbeteiligung - Mediation - TRIPLEX-Methode; <http://www.sozum.tu-cottbus.de/Lehrstuhltexte/triplex.htm> (Zugriff: 07. Jan. 2003)
- Schütz, A. and T. Luckmann (2003). Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt a. M., UTB.
- Siebel, W. (2002). Wie organisiert man Innovationen? Vortrag am 07.01.2002, Werkstatt für Neue Landschaften - Eröffnung. Senftenberg.
- Sperber, M. (2005). Regionaler Strukturwandel als Anreiz kollektiven Lernens, in: A.-M. Hetze, A. Schmidt-Wenzel & M. Sperber (Hg.) Kritische Lebensereignisse als Chance zur Kompetenzentwicklung. Dresden, Technische Universität Dresden: 29-39.
- Sperber, M. (2006). Heimat als Entwicklungsmoment. Sozialpsychologische Überlegungen zum Heimatbegriff am Beispiel der Niederlausitz, in: I. Kazal, A. Voigt, A. Weil and A. Zutz (Hg.) Kulturen der Landschaft. Berlin, Tech. Univ. Berlin. 127: 97-110.
- Vogt, M. T. (2004). "Ubi Leones - wo die Löwen hausen. Peripherie in der Mitte Europas." Collegium Pontes 3 (1): 2-28.
- Weiß, W. (2002). "Der ländlichste Raum - regionaldemografische Perspektiven." Der Landkreis(1): 15-19.
- Weiß, W. (2005). "Tragfähigkeit - ein unscharfer Schlüsselbegriff im Schnittpunkt von Raumordnung und Regional-Demographie." Raumforschung und Raumordnung 63 (5): 340-350.
- Workshop (2001) „Wie sehen Jugendliche ihre Stadt“, Gymnasium Werkleben(*), 20.03.2001
- Zwischenbericht (2002) „Regionale Tätigkeits- und Lernagenturen – Intermediäre Leistungen und Funktionen zur Gestaltung zukunftsorientierter Lernkultur“, Uni Leipzig, Lst. für Erwachsenenbildung, unveröffentlichtes Manuskript.